

JOSEF
BRUCKMOSER

VON
ENGELN,

HELDEN

UND *Bibelgeschichten
quergeschrieben*

MENSCHEN



TYROLIA

JOSEF
BRUCKMOSER

VON
ENGELN,

HELDEN

UND *Bibelgeschichten*
quergeschrieben
MENSCHEN

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

2018

© Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Umschlaggestaltung: stadthaus 38, Innsbruck

Layout und digitale Gestaltung: Tyrolia-Verlag

Druck und Bindung: FINDR, Tschechien

ISBN: 978-3-7022-3719-6

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: www.tyrolia-verlag.at

Für Rosa Maria

INHALT

Vorwort 8

ENGEL

Maria erschrickt

Gabriels schwierigste Mission 12

Josef träumt

Ein Engel rettet die Liebe 22

Der Engel mit dem Schwert

Grübeln über Gott und die Welt 29

Schutzengel im Stress

Warum es mit den Menschen so schwierig ist 38

HELDEN UND HELDINNEN

Judit

Die Gotteskriegerin wird ihre Zweifel nicht los 48

Maria

Eine Mutter lässt ihren Sohn gehen 57

Judas

Ein Mann hat einen Plan 67

Paulus

Ein Eiferer leistet Widerstand 74

MENSCHEN

Adam

Der Mann ist schuld – wer sonst? 84

Eva

Eine Frau hadert mit ihrer Rolle 91

Kain

Das Drama der Geschwisterliebe 98

Maria Magdalena

So schwierig kann Liebe sein 108

Ein Leben – ein Buch – ein Dank 116

Aktuelle weiterführende Literatur 118

VORWORT

Die Bibel ist voll von faszinierenden Gestalten und Persönlichkeiten. Sie sind uns aber meist sehr entrückt. Die einen, weil wir sie auf ein Podest erhoben haben, auf dem sie uns als Mitmenschen und Vorbilder nicht mehr erreichbar scheinen. Die anderen, weil wir sie in eine Schublade gesteckt haben, aus der sie nicht mehr herauskommen.

Maria ist nicht nur die „Gottesmutter“. Sie ist auch die junge Frau, die ungewollt schwanger wird, und die Mutter, die ihren Sohn zum ersten Mal verliert, als er zwölf ist. Eva ist völlig unschuldig in die Rolle der „Verführerin“ geraten. Judas würde sich zu Recht dagegen wehren, dass sein Name gleichbedeutend ist mit dem „Verräter“. Wenn Judit dem Feind den Kopf abschlägt, ist sie nur dem äußeren Schein nach die strahlende Gotteskriegerin. Die Art und Weise, wie Maria Magdalena ihren Meister geliebt hat, mag anregend für die laszive Fantasie von Romanschreibern sein, es ist aber weit darüber hinaus die faszinierende Geschichte einer vielschichtigen und feinfühligem Begegnung von Mann und Frau.

Dieses Buch geht in freier Assoziation mit den beschriebenen Engeln, Helden und Menschen der Bibel um. Es will auf Augenhöhe mit ihnen kommen und damit ihre Qualitäten in neuer Weise für unser eigenes Leben fruchtbar machen. Die Interpretationen erheben keinerlei Anspruch auf exakte exegetische oder bibeltheologische Korrektheit. Es wurde lediglich versucht, in Rufweite der wissenschaftlichen Erkenntnisse zu bleiben und augenscheinliche Widersprüche dazu zu vermeiden.

Im besten Fall werden Leserinnen und Leser angeregt, einen neuen Blick auf biblische Gestalten zu werfen und einen lebendigen Zugang zu ihnen zu finden. Von Mensch zu Mensch. Oder gar zum ganz persönlichen Schutzengel.



ENGEL

MARIA ERSCHRICKT

Gabriels schwierigste Mission

Über die Verheißung der Geburt Jesu heißt es im Lukasevangelium, dass der Engel Gabriel zu Maria gesandt wurde und ihr gesagt habe, dass sie einen Sohn gebären werde. Die junge Frau erschrak und fragte, wie das geschehen solle, da sie nicht verheiratet sei. Der Engel erwiderte, dass der Heilige Geist über sie kommen werde. Daher werde ihr Kind Sohn Gottes genannt werden. (Lk 1,26–38)

Mit einem Engel ist es wie mit der Liebe. Er kommt aus heiterem Himmel über den Menschen und bringt das Unerhörte und Grenzenlose in diese genormte und versicherte Welt. So hat es auch Maria erlebt, die junge Frau aus Nazaret, von der es im Lukasevangelium heißt: Sie aber erschrak. Da stand plötzlich eine Gestalt vor ihr, die man durchaus für einen jungen Mann halten konnte. Und das mitten in ihrem – sagen wir es einmal so – jungfräulichen Zimmer. Die Situation war bedrängend. „Hilfe, wie geschieht mir?!“, dachte Maria. Der Engel trachtete

offenbar mit aller Vorsicht, diese Distanz zu überwinden. Aber die junge Frau konnte seine Annäherungsversuche nur als Zumutung empfinden, eine unerwartete Nähe, die man unter normalen Umständen als aufdringlich hätte bezeichnen müssen.

Kein Wunder, dass diese biblische Szene, wie der Engel Gabriel Maria seine Botschaft nahegebracht hat, über die Jahrhunderte die Fantasie und Schaffenskraft der Künstler angeregt hat. Die frühesten Darstellungen dieser sogenannten Verkündigung sollte es schon in der Katakombenmalerei geben. Da sitzt sie, die junge Frau, auf einem Sessel und vor ihr steht ein Engel, als Jüngling dargestellt. Dieses Grundmuster des Himmelsboten in menschlicher Gestalt, der meist von links ins Bild tritt, hat sich erhalten. Allerdings sollten die Künstler ab dem elften Jahrhundert mehr Emotion in diese unerwartete Begegnung hineinlegen. Da war Maria dem Engel mehr zugewandt und teils – wie es auch Lukas in seinem Evangelium schildert – in ein intensives Zwiegespräch mit ihm verwickelt. Die Gesten der Hände und die Blicke der Augen wurden sprechend und vieldeutig.

Besonders reich an menschlichen Empfindungen, die Maria angesichts dieses Fremdlings überwältigt haben, sind einige Darstellungen der Verkündigung in den Uffizien in Florenz, der berühmtesten und bedeutendsten Kunstsammlung Italiens. Die

Gemälde von Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi und Alessio Baldovinetti geben ein beredtes Zeugnis von der Dringlichkeit der Begegnung. Gemeinsam ist diesen Werken die ungeheure Spannung, die im Dialog des jünglingshaften Engels mit Maria liegt. „Diese italienischen Künstler des 15. Jahrhunderts haben tatsächlich am besten getroffen, wie mir bei der ganzen Sache zumute war“, dachte Maria. Aus ihrer Sicht widersprach es den Tatsachen und brachte auch nicht viel, wenn man diese Szene mit allerlei Beiwerk ausschmückte, wie es sich zur selben Zeit auf Darstellungen im Kölner Dom oder den Altarflügeln von Sterzing in Südtirol fand: Da schwebt eine Taube als Zeichen des Heiligen Geistes auf Maria nieder und der Engel hält ein Spruchband. „So war es nicht“, würde Maria diesen Künstlern am liebsten sagen. „Eine Taube? Nein. Ein Spruchband? Nein. Das alles ist eure Deutung, um nicht zu sagen, eure theologische Überhöhung dieses Geschehens. Ich habe nur gesehen, dass da jemand war, der etwas von mir wollte. Etwas, das ganz und gar nicht in meine Lebensverhältnisse passte. Zu meiner Verlobung mit Josef, dem Zimmermann. Und zu meinem Plan, ihn demnächst zu heiraten. Als meinen ersten und einzigen Mann.“

Maria war sich sicher, dass es – wenn überhaupt – nur einen einzigen „vernünftigen“ Zugang zu dem gab, was ihr zwischen Himmel und Erde widerfah-

ren ist: die Liebe als eine Himmelsmacht zu sehen. Sie und der Engel, das waren zwei Gestalten, die aus völlig verschiedenen Sphären kamen. Es gab keine Verbindung und schon gar keine Verständigung zwischen ihnen, es sei denn die Sprache der Liebe. Dieser Himmelsbote war und blieb ihr fremd, und seine Botschaft erst recht. Er konnte noch so viel erklären, sich noch so sehr auf einen höheren Auftrag berufen, noch so viele „Beweise“ vorlegen wie zum Beispiel diese Geschichte mit ihrer Base Elisabeth, die noch im hohen, längst unfruchtbaren Alter einen Sohn bekommen sollte. Am Ende blieb dieser Himmelsbote fremd. Beängstigend fremd.

Sie kannte das aus ihrer Beziehung zu Josef. Ja, sie liebte diesen Zimmermann, sie fühlte sich angezogen von dieser urtümlichen Kraft, die mit seinem Tischlerhandwerk verbunden schien. Sie fühlte sich geborgen von seiner – man musste das auch vom Altersunterschied her so sagen – beinahe väterlichen Güte. Ja, mit diesem Mann wollte sie Kinder haben. Sie würden unter seiner fürsorglichen Art gut heranwachsen. Und was Josef ihnen nicht an jugendlicher Spontaneität, an Leichtigkeit des Seins schenken konnte, das würden sie von ihr bekommen. Sie war blutjung und unbekümmert genug, dass sie ihre Kinder nicht ständig wie eine Gluckhenne oder Helikoptermama vor jedem Abenteuer und jeder damit drohenden Gefahr bewahren wollte. Aufpas-

sen ja, aber sie ständig hätscheln, damit sich nur ja keines einen Finger staucht oder von der Bank auf den Boden fällt, das hätte zu ihrer ganzen Lebensart im Tischlereihaushalt nicht gepasst. Wo gehobelt wird, fallen Späne. Diese Erfahrung sollten, ja mussten ihre Kinder machen. Sie durften und mussten sich selbst ihren Lebensraum erobern. Behütet vor dem ganz großen Risiko. Aber immer in der Freiheit, auch einmal auf die Nase zu fallen, mit einem blutenden Knie nach Hause zu kommen und dadurch selbst die notwendige Sicherheit im Leben zu gewinnen.

Klar wollte sie Josef auch einen Sohn schenken, der ihm in der Werkstatt zur Hand gehen sollte. Vielleicht würde er eines Tages sogar ganz in die Fußstapfen seines Vaters treten. Aber bitte doch nicht jetzt, wo sie erst verlobt waren, und bitte nicht so! Nicht durch den Geist Gottes und die Macht des Allerhöchsten, wie der Engel sich ausdrückte, sondern ganz natürlich. Das würde sehr schön werden mit ihrem Josef, das wusste sie. Er konnte so wundervoll feinfühlig sein und gleichzeitig spürte man in jeder Faser seines Körpers diese männliche Kraft. Manchmal überkam sie schon eine richtige Lust darauf. Mitten am helllichten Tag, wenn sie ihn besuchte und ihm ein wenig verstohlen in der Werkstatt über die Schultern sah. Es war ein Begehren, das tief aus dem Herzen kam und ihren ganzen

Körper durchströmte. Wohlig und prickelnd. Ein paar Mal hatte sie schon gewagt, ihrem Josef diese überschäumenden Gefühle durch einen tiefen Blick in seine Augen anzudeuten. Aber sie nahm sich dann sofort wieder zurück. Sie wusste, dass ihm das nicht Recht wäre, wenn es jetzt „passieren“ würde. Vor ihrer Hochzeit.

Aber da war plötzlich dieser Engel, dessen Botschaft sich wie ein schweres Gewitter über ihrem Kopf zusammenbraute. Bei aller Liebe, aber das würde Josef ihr nie glauben können! Da konnte sich der Engel noch so behutsam annähern, so wie Sandro Botticelli (1445–1510) das mit großem Feingefühl gemalt hat. Es gefiel Maria, wie zurückhaltend sich der Engel ihr auf diesem Gemälde näherte. Weithin sichtbar hält er in der Linken die Lilie, Sinnbild sowohl für ihre Unschuld als auch für den Sohn, den sie gebären sollte, Christus, das Licht der Welt. Der Bote kniet nieder, er duckt sich beinahe, seine rechte Hand und der Blick signalisieren äußersten Respekt. Entwarnung gleichsam, als wollte er sagen: „Langsam, Maria, ich erzähle dir alles ganz genau von vorn, ich bemühe mich und erkläre es dir, so gut es geht. Weise mich nicht sofort ab, sage nicht auf der Stelle nein!“ Es ist eine Geschichte des intensiven Werbens, die Botticelli erzählt. Nur die Flügel und seine Lilie kennzeichnen den Engel als Engel. Hätte der Künstler nicht über dem Haupt Marias

einen Glorienschein gemalt, könnte man glatt meinen, hier gehe es um ein ganz menschliches Liebeswerben. Romeo, der seine Julia umschwärmt, und Maria als junge Frau, die größte Zweifel hegt, ob sie dem Gehörten trauen darf.

Ihrem Josef hätte Maria dieses Botticelli-Gemälde nicht gezeigt. Schon eher das von Lorenzo di Credi (1459–1537). Da ist der Abstand des Engels viel größer, anständiger, beinahe unüberwindbar. Maria selbst ist weit an den rechten Bildrand gerückt und wendet sich halb ab. Sie ist schon fast im Begriff wegzugehen. Nur die Geste ihrer linken Hand ist offen: Will sie den ungebetenen Gast unverrichteter Dinge weg winken oder ist da noch ein Moment des Aufhorchens? Klar ist bei Lorenzo di Credi, dass Maria dem Engel keine Zeit lässt. Sie wollte diese peinliche, ja kompromittierende Situation so rasch wie möglich bereinigen und ihn loswerden. Aber dann hat er sich aufs Bitten verlegt, geradezu flehentlich: „Bitte, Maria, hör mir zu, ich darf nicht mit einer Leermeldung heimkommen. Die Sache ist einfach zu wichtig. Nicht nur für dich und dein Volk. Nein, für alle, für die ganze Menschheit, von Adam und Eva angefangen bis zum Ende in ein paar hundert Millionen Jahren, wenn die Sonne so viel Energie abstrahlen wird, dass die Erde wieder sein wird wie früher: wüst und leer, ohne eine Menschenseele.“

Kunstexperten weisen auf den weiten Raum hin zwischen dem Engel und Maria. Einen ganzen Garten, den Fluchtpunkt des Bildes, hat Lorenzo di Credi zwischen die beiden hingemalt. Selbstverständlich liegt die fromme Interpretation nahe, dass der Himmelsbote einen geziemenden Abstand von der Jungfrau zu wahren hat. Aber das Bild kann genauso gut in der Sprache der Liebe gedeutet werden. In diesem Augenblick, in dem es um alles geht, berühren einander die Pole, fallen die Gegensätze in eins: Wo die Distanz am stärksten spürbar ist, verdichtet sich die Nähe. Oder wie Friedrich Hölderlin gesagt hätte: Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Und Maria war in Gefahr, das signalisiert ihr pochendes Herz. Erst langsam, im Laufe ihres wechselseitigen Pro und Kontra, nimmt das Rettende der Engelsbotschaft Gestalt an.

Noch deutlicher wird die Distanz bei Alessio Baldovinetti (1425–1499). Er setzt ein häufig verwendetes Stilmittel ein: Zwei Säulen eines Portals schneiden das Bild mitten entzwei. Der links herbeieilende Engel schreckt wie vor einer unsichtbaren Wand zurück. Der Erfolg scheint ihm aber sicher: Sein eigener Gesichtsausdruck lässt Zuversicht erkennen, während Maria mit gesenktem Blick Einverständnis signalisiert. Ebenso ist die Geste ihrer rechten Hand nicht abweisend oder flüchtig wie im Bild von Lorenzo di Credi. Es sind keine Worte mehr nötig, wo

Worte nur stören würden. Später wird der Koran erzählen, dass die Verwandten Maria beschimpft hätten wegen ihres unehelichen Kindes. Aber offenbar hatten höhere Mächte für die junge Frau vorgesorgt. Denn auch ihrem Josef sollte ein Engel erscheinen und die offensichtliche Schiefelage ihrer Beziehung wieder ins Lot bringen. So hat Josef es ihr erzählt: Der Engel habe ihm im Traum versichert, was sie allein als seine Braut ihm kaum hätte weismachen können: Dass das seine Ordnung hat mit dem Kind und dass er allein ihre einzige große Liebe ist und bleibt. Dass er sich daher nicht aus dem Staub machen soll. Auch nicht still und leise.

In diesem Moment hat Maria selbst ihre Schwangerschaft aus vollem Herzen annehmen können. Im Innersten ihres Wesens, wo ihr zuerst unendlich bange gewesen war, konnte sie jetzt ganz und gar Ja sagen zu diesem Kinde. Weil Josef Ja gesagt hatte, allem äußeren Anschein und den bösen Zungen im Dorf zum Trotz. Er ließ seine schwangere Frau nicht im Stich, wie so viele Männer das taten. Er nahm seine Rolle als Ziehvater an in dieser Patchworkfamilie, die sie ihr Leben lang sein sollten. Sie selbst mit ihrem Sohn, den sie letztendlich nie verstehen würde, und er als Mann, der jederzeit zu ihr stand, ihr den Rücken stärkte und sie in ihren schwersten Stunden in die Arme nahm. „Die Evangelisten haben das nicht mehr erzählt, weil es ihnen nicht mehr

wichtig war“, sagt Maria. „Aber ohne meinen Josef hätte ich das nie ertragen können, was für jede Mutter auf dieser Welt das Furchtbarste ist: das eigene Kind zu Grabe tragen müssen.“

Ja, der Engel hatte ihre Liebe gerettet. Er konnte das aber nur tun, weil ihr Josef sich nicht verstockt und beleidigt zurückgezogen hat, sondern offen geblieben ist für die Unwägbarkeiten, die das Leben bringt. „Er ist ein herzensguter Mann“, dachte Maria. „Ich glaube, er hat mich wirklich lieb. Für immer.“

JOSEF TRÄUMT

Ein Engel rettet die Liebe

Über Josef heißt es im Matthäusevangelium, dass seine Verlobte Maria noch vor ihrer Hochzeit schwanger geworden sei. Josef konnte das nicht verstehen, er wollte Maria aber auch nicht öffentlich bloßstellen und beschloss daher, sie heimlich zu verlassen. Doch dann erschien Josef im Traum ein Engel und sagte, er solle sich nicht scheuen, Maria zu sich zu nehmen, denn das Kind sei vom Heiligen Geist. (Mt 1,18-25)

Diese Nacht hatte ihn fertiggemacht. Dabei war alles längst entschieden. Er wollte Maria nichts Böses. Aber mit ihr leben, mit dem Kind, das nicht von ihm war? Nein, auf keinen Fall. Alles, was Recht war, aber das konnte niemand von ihm verlangen. Und jetzt diese Nacht und dieser Traum. Ein Engel des Herrn soll das gewesen sein? „Die Botschaft hör ich wohl“, dachte Josef, „allein mir fehlt der Glaube.“ Es war wie immer, wenn er in der Bibel vorkam, besonders in den sogenannten Kindheitsgeschichten am Anfang des Lukas-evangeliums. Er, Josef, hatte keine glorreiche Rolle. Er

stand meistens irgendwie daneben. Sogar dort, wo er – was jeder Mann verstehen wird – am liebsten dabei gewesen wäre: bei der Zeugung seines Sohnes.

Dem schon etwas angegrauten Zimmermann von Nazaret war von vornherein klar gewesen, dass er sich mit der bildhübschen Maria auf eine riskante Partie einlassen würde. Handwerk hat goldenen Boden, gewiss. Seine Meisterwerkstatt warf reichlich ab für Frau und Kinderschar. Aber das beeindruckte diese jungen Dinger ja kaum. Er hat immer mit der Gefahr rechnen müssen, dass ein cooler Partytyp seiner Holden den Kopf verdrehen könnte. Wiewohl ihm Maria, das muss hier ausdrücklich festgehalten werden, nie den geringsten Anlass für solche krude männliche Spintisierereien gegeben hat. Gerade deshalb war er ja jetzt aus allen Wolken gefallen. So hatte er sich die Sache nicht vorgestellt. Nicht in seinen schlimmsten Albträumen. Maria war schwanger, und anstatt ihm reinen Wein einzuschenken, erfand sie auch noch diese Geschichte mit dem Gotteskind und dem Engel und der rein gebliebenen Jungfrau. „Ich kann ja verstehen“, dachte Josef, „dass es ihr nicht gut geht. Jeder in Nazaret weiß, dass wir verlobt sind. Wenn ich sie verlasse und sie in ein paar Monaten hochschwanger herumlaufen muss, möchte ich nicht in ihrer Haut stecken. ‚Ausgerechnet die!‘, werden die Dorftratschen sich ereifern. Sie hatten schon immer gewusst, was das für eine ist, diese Frömmlerin!“